

Blätter

für Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

№ 35.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Disthal.

1915.

Das Haus ohne Spiegel.

Novellette von Richard v. Wurmb.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als Helene in ihrem Zimmer ein Fenster öffnete, sah sie vor dem Hause Leute stehen. Männer und Weiber, leise miteinander redend, starrten herauf.

Es war ein Skandal, dieses Traumleben, das die alte Jungfer führte. Und unheimlich war es auch. Es schien in der Tat eine Art Geisteskrankheit zu sein, und eines Tages konnte sie vielleicht doch in Raserei ausbrechen. Leicht möglich, denn ihr Gehirn mußte bis zum äußersten dadurch angestrengt werden.

War es hier nicht Pflicht, Wandel zu schaffen? Der Nefse — mochte er sein, wie er wollte — hatte ganz recht, man mußte ihr die Schrullen und Eigenheiten abgewöhnen. Aber wie? Vielleicht hätte ein Nervenarzt hier helfen können. Aber der hätte wahrscheinlich gesagt: Ins Irrenhaus mit ihr! Und das wollte sie ja nicht.

Stundenlang grübelte Helene darüber nach, ehe sie einschlief. Am anderen Morgen fand sie die alte Dame im Salon wie gewöhnlich unter dem Bilde sitzen. Ihr Gesicht war runzlicher und

welker denn je, die Augen stumpf und farblos, die ganze Gestalt wie gebrochen. Kein Zweifel — das Leben, das sich ihre Seele geschaffen hatte, verdarb ihren Körper.

„Ich habe gestern des Guten zu viel getan,“ sagte sie matt. „Spielen Sie mir etwas, ich brauche Musik. Sie lindert meinen Gram. — Ja, meinen Gram! Staunen Sie mich nur an, mein Kind, denn nicht, daß man alt wird, ist der Fluch des Alters, sondern daß man jung bleibt. Oh, wie glücklich sind Sie!“

„Ich werde, wenn ich alt geworden bin, nie wünschen, jung zu sein,“ sagte Helene ernst, „denn das erscheint mir widersinnig.“

Es klang hart, und eine scharfe Beurteilung lag darin.

Die alte Dame zuckte schmerzlich zusammen. Dann sagte sie weich: „Warum zürnen Sie mir? Ich tat doch nichts, was Sie hätte kränken können. Und was Sie da sagten, war unüberlegt. Eine billige Duzendweisheit, weiter war es nichts.“

Helene wurde rot und schämte sich, aber sie hatte sich einmal vorgenommen, die alte Jungfer wieder dem Leben zuzuführen. Nun spielte sie zwar eines jener alten Lieder, ließ es aber nach und nach in ein modernes Musikstück übergehen. Vielleicht gelang es ihr auf diese Weise.

Nach einer Weile seufzte die alte Dame hörbar. Und dann sagte sie: „Sie wollen mich quälen, liebe Helene. Meine Gedanken weilen in den schönen Zeiten der Vergangenheit, Ihre Musik aber sucht sie mit Gewalt in die häßliche Gegenwart zu ziehen. So bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen zu verbieten, weiterzuspielen.“

Das junge Mädchen gehorchte. Auf diese Weise war also nichts zu erreichen.

Aber wenn das große Bild hier verschwände! Dies Bild war das Heiligtum der alten Jungfer, ihr Jungbrunnen. Wenn sie es nicht mehr sah, ging ihr vielleicht der Wunsch verloren, ihm immer ähnlich zu sein.

Aber wie es entfernen? Es schien unmöglich.

Da fiel ihr etwas anderes ein. Wenn sie einen Spiegel ins Haus brachte und die Ewigjunge zwang, ihr wahres Gesicht zu schauen! Das war ein Plan! Der Anblick mußte mit einem Schlage alle Selbsttäuschung zerstören. Denn das war es ja eben, was sie fürchtete, deshalb hatte sie ja alle Spiegel aus ihrer Umgebung verbannt.

Als sie sich nach Tisch zurückgezogen hatte, um zu ruhen, durchsuchte Helene das ganze Wittwenhaus, alle Zimmer und Kammern, aber nirgends fand sich ein Spiegel. Sie stieg auf den Boden hinauf, aber auch hier war nichts, was einem Spiegel glich — man schien gründlich damit ausgeräumt zu haben. Ganz verzweifelt lief sie schließlich in den Keller hinab.

Und dort war wirklich einer. In einen alten Teppich eingewickelt lag er hinter einem Haufen leerer Kisten. Es war ein großer Spiegel in venezianischem Glasrahmen und so schwer, daß ihre Kräfte kaum ausreichten, ihn aufzuheben. Aber es ging, und sie trug ihn bis an die Treppe.

In der Nacht wollte sie dann ihren Plan ausführen. Im Ankleidezimmer der alten Dame war der Tür zum Schlafzimmer gegenüber ein starker Haken in der Wand, an dem wahrscheinlich schon früher ein Spiegel gehangen hatte — dorthin sollte der Venezianer.

Um Mitternacht stand Helene auf und schlich in Strümpfen die Treppe hinab, trug leuchtend den Spiegel herauf und hing ihn an den Haken. Dann wuschte sie ihn sorgfältig ab. Es war wundervolles Kristallglas, rein und klar.

Du tust ein gutes Werk, dachte sie, du machst sie vernünftig. Jetzt ist sie halb toll. Immer im Traume zu wandeln, was ist das für ein Dasein! Ein menschenunwürdiges! Und habe ich nicht auch ein Recht, für mich zu sorgen? Gewiß, denn ich bin arm, und im reichen Wittwenhaus gefällt mir's, aber jetzt ist's hier eine Qual. Nein, solch ein Dasein ist unerträglich!

Aber wird sie nicht wütend werden, die Alte? Vielleicht wirft sie mich zum Hause hin-

aus? Nun gut, dann gehe ich, denn so kann ich nicht weiterleben. Leicht möglich aber ist's auch, daß sie ihre Nartheit ablegt und vernünftig wird. Dann wird sie mir's danken.

Eine Weile lag Helene noch und lauschte, aber alles blieb still. Dann schlief sie ein. Sie träumte gerade von den Juwelen der alten Dame, da hallte ein langer, gellender Schrei durchs Haus.

Dann war's still — totenstill. Helene sprang auf und lief, von einer schrecklichen Angst befallen, in das Zimmer, wo der Spiegel hing.

Dort lag die Alte starr und steif am Boden.

Die Diensthofen kamen und weinten. Dann rannte die Stumme fort, um Herrn v. Randen zu holen.

Er erschien erst um Mittag mit dem Arzte.

„Herzschlag,“ sagte der.

„Tot — ganz tot?“ fragte der Nefse, als könne er das noch gar nicht fassen.

Da sah er den Spiegel und schien den Zusammenhang zu begreifen. Er warf einen forschenden Blick auf das junge Mädchen und flüsterte: „Sie ist vor Schreck gestorben — die Arme!“

„Nein, sie ist an ihrem Spiegelbilde gestorben,“ sagte Helene und brach in Tränen aus.

Ende.



Schwierige Beförderung der Bagage. (S. 140)

Phot. Hosphotograph G. Berger, Potsdam.

an seine Brust, und Arndt sah nicht die verräterischen weißen Flecke, die trotz der leichten Verührung auf seinem schwarzen Rock zurückblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Bilder. — Auch der Train hat sich in diesem Kriege hohe Verdienste um das Gelingen der deutschen Kriegsoptionen erworben. Niemals hat er versagt, immer, auch unter den größten, schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, hat er seine so überaus wichtige Aufgabe der rechtzeitigen und genügenden Versorgung der Truppen mit Munition, Lebensmitteln usw. glänzend gelöst. Eine kleine Probe seiner Leistungen gibt das Bild, das die schwierige Beförderung der Bagage durch ein über die sumptigen Ufer getretenes Flätschen veranschaulicht. — Patrouillen, denen besonders schwierige Aufgaben obliegen, pflegen statt, wie sonst üblich, von Unteroffizieren oder Gefreiten von Offizieren geführt zu werden. Sie werden deshalb als Offizierspatrouillen bezeichnet. Das folgende Bild zeigt solche Offizierspatrouille, die sich in den Ruinen einer zusammengekauften Kirche einen Beobachtungsposten eingerichtet hat. — Zu Beginn des Krieges, beim Vorstoß nach Rußland-Polen, hatte die vorzügliche österreichisch-ungarische Kavallerie oftmals Gelegenheit, sich im Kampfe gegen die zahlenmäßig weit überlegene russische Reiterei rühmlich auszuzeichnen. Der spätere Verlauf des Krieges, besonders der Kämpfe in den Karpathen, schränkte ersichtlich ihre Verwendung wesentlich ein. Jetzt aber, da die Russen zu Paaren getrieben werden, können die österreichisch-ungarischen Ulanen, Dragoner und Husaren von neuem ihren schneidigen Reitermut betätigen und viel dazu beitragen, daß der russische Rückzug mehr und mehr zu einer Katastrophe wird. — Unlängst veranstaltete die Reservemusikkapelle eines österreichisch-ungarischen Infanterieregiments in München einige Konzerte zugunsten des Roten Kreuzes. Ihre Anwesenheit in der bairischen Hauptstadt benutzten die waderen Bundesbrüder auch, dem König Ludwig von Bayern vor dem Wittelsbacher Palais ein Ständchen zu bringen. — Das 1. Rekrutendepot des 1. Ersatzbataillons des 7. bairischen Infanterieregiments in Bayreuth hat eine oder, wenn man will, zwei Merkwürdigkeiten aufzuweisen. Es erfreut sich nämlich des Besitzes des größten und kleinsten Kriegsfreiwilligen. Wenn der „Große“ den Arm wagrecht ausstreckt, kann der „Kleine“, ohne sich bilden zu müssen, darunter hinwegschreiten.

Leute, die an sich selbst schreiben. — So seltsam es klingt, daß Leute an sich selbst gewohnheitsmäßig Briefe schreiben, so gibt es doch verschiedene derartige Fälle, die Erwähnung verdienen.

Einem bekannten Dramatiker, der öfters auf Reisen war, kamen unerwartet zuweilen gute Gedanken, die er dann gewöhnlich auf irgend ein Stückchen Papier aufzeichnete. Doch begegnete es ihm mehrmals, daß er diese Stückchen unterwegs wieder verlor. Nun schrieb er sie in ein Notizbuch, jedoch dieses verlegte er oft, und so kam er schließlich auf den Gedanken, diese Stückchen Papier an sich selbst zu adressieren.

Zu diesem Zwecke führte er Umschläge bei sich, die bereits mit Marke und Aufschrift versehen waren. Sobald ihm nun eine Idee kam, schrieb er sie schnell nieder, steckte den Zettel in einen Umschlag und warf den Brief in den nächsten Postkasten. Hatte er seine Umschläge vergessen, so kaufte er sich einige Postkarten, auf die er dann seine Gedanken niederschrieb. So war es nichts Außergewöhnliches, daß, wenn er nach längerer Abwesenheit nach Hause kam, er auf seinem Schreibtisch oft zehn und mehr Briefe von sich selbst an sich selbst vorfand.

Ein anderer bekannter Schriftsteller scheut die Mühe des Umhertragens von Briefpapier und Umschlägen und verkehrt nur telefonisch mit sich selbst, das heißt er telephoniert seine Einfälle sofort nach Hause. [M. N.]

Die Tragkraft des Haars. — Die Elastizität und Widerstandsfähigkeit des menschlichen Haars war den Völkern des Altertums gut bekannt und wurde von ihnen auch praktisch verwertet. So wurden aus Geflechten von Frauenhaaren die Stränge zu den Katapulten, jenen großen Schleuder- und Belagerungsmaschinen, hergestellt, die in der ganzen Kriegsgeschichte des Altertums eine so große Rolle spielten. Die vornehmsten Damen gaben ihren Haarschmuck zu diesem Zwecke her.

Wie weit die Trag- und Widerstandskraft des menschlichen Haars überhaupt geht, haben neuerdings Untersuchungen schwedischer Forscher ergeben. Danach vermag ein einzelnes Frauenhaar von mittlerer Stärke eine Last von nicht weniger als 178 Gramm zu tragen, ohne zu reißen. Nimmt man nun an, daß der menschliche Kopf durchschnittlich wenigstens dreißigtausend Haare besitzt, so ergibt sich, daß die Haare einer Frau eine Tragkraft von etwa fünftausend Kilo haben. Die Tragkraft wird aber dadurch noch erhöht, daß das Haar gedreht und gewunden wird. [D. v. B.]

Die schwarze Perle. — Das Juwelieregeschäft mag ja wohl viel Geld einbringen, aber es ist auch ein sehr schwieriges Geschäft. So kaufte bei einem Juwelier in Madrid vor einiger Zeit ein Amerikaner eine sehr seltene schwarze Perle, die er sofort mit vierzigtausend Mark bar bezahlte. Nach einigen Monaten erschien derselbe Herr wieder bei dem Juwelier und verlangte ein gleiches Stück, da seine Frau sich ein Paar Ohrringe daraus machen lassen wolle. Der

Juwelier versprach, sich alle erdenkliche Mühe geben zu wollen, um diesen „Zwilling“ zu beschaffen, sagte aber, daß er die zweite Perle bei der Schwierigkeit ihrer Beschaffung nicht unter siebzigtausend Mark verkaufen könne. Der Käufer willigte ein. Nun erließ der Juwelier Kaufgesuche in allen bedeutenden Fachzeitschriften, und tatsächlich wurde einer ihm befreundeten Firma eine schwarze Perle angeboten, die der ersten aufs Haar gleich. Er kaufte das Kleinod für sechzigtausend Mark. Nun stellte sich aber der amerikanische Käufer nicht wieder ein, um die verlangte Perle abzuholen. Der Juwelier schöpfte Verdacht, stellte Nachforschungen an, und es ergab sich dabei, daß die erste und die zweite Perle eine und dieselbe waren. Der Käufer hatte also unter dem Vorwande, eine zweite Perle zu suchen, seine eigene mit zwanzigtausend Mark Gewinn an den Mann zu bringen gewußt. [D. v. B.]

Deutsche Singvögel in Nordamerika. — Vor längeren Jahren hat sich im Staate Oregon eine Gesellschaft gebildet, die sich das Ziel setzte, deutsche Singvögel in Nordamerika einzuführen. Über den Erfolg dieser Bestrebungen brachten amerikanische Zeitungen folgende Mitteilungen. Die Gesellschaft hat in den Jahren 1889 und 1892 etwa vierhundert Paare folgender Singvogelarten aus Deutschland eingeführt: Singdrosseln, Schwarzamfeln, Feldlerchen, Waldlerchen, Stieglitze, Buchfinken, Zeisige, Hänflinge, Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Stare, Kottelchen, Goldammer, Wachtel, Schwarzplättchen und Nachtigallen. Von den in Freiheit gesetzten Vögeln sind nur die Nachtigallen und Schwarzplättchen zugrunde gegangen, alle anderen haben sich stark vermehrt. Die Feldlerchen nisteten bald an verschiedenen Orten und entzückten die Bewohner durch ihren Gesang. Von den Staren hatten sich mehrere Paare in der Stadt Portland niedergelassen. Zum Schutze der eingeführten Vögel wurde ein Staatsgesetz erlassen, das jeden Vogelsteller mit Strafe bedrohte, und dessen gewissenhafte Ausführung streng überwacht wurde. [R. Sch.]

Kleider machen Leute. — Als Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1527 die Universität Marburg gestiftet hatte, berief er die gelehrtesten Leute zu Lehrern der Hochschule. Unter diesen befand sich auch ein weitberühmter Mann, Doktor Hermann Busch, ein Edelmann aus Westfalen und eigentlich „von dem Busch“ geheißenen. Als dieser in Marburg angekommen war und zum ersten Male durch die Barfüßerstraße zum Markt ging, meinte er, man würde in ihm den bekannten und berühmten Doktor Busch, den neuen Universitätslehrer, erkennen und ehren. Aber die Bürger zu Marburg, denen die Errichtung der Universität nicht einmal ein besonderer Gefallen war, hatten noch niemals etwas von dem Doktor Busch gehört und kümmerten sich nicht um ihn und um seine Gelehrsamkeit.

Da kehrte er in seine Wohnung zurück, legte seine Alltagskleider ab, tat sein Feiertagskleid, ein stattliches Rittergewand, an und machte nun den Weg durch die Barfüßerstraße nach dem Markt noch einmal. Jetzt grüßte ihn jedermann mit Hutabziehen und Verbeugungen, und jeder fragte: „Wer ist doch der stattliche Herr?“

Aber Busch eilte voller Wut zum zweiten Male nach Hause, riß sein schönes Kleid vom Leibe, warf es auf die Erde, sprang mit beiden Füßen darauf herum und schrie: „Bist du der Doktor Busch, oder bin ich es?“ [E. L.]

Scharade. (Dreißigbl.)

Hät' ich in rechter Menge
Das goldne ganze Wort,
Ich söß aus der Enge
Der Stadt aufs Land sofort.
Inmitten grüner Auen,
Nicht weit vom Waldbreier,
Würd' ich ein Landhaus bauen,
Mein Bräutchen, dir und mir.

Ich hielt mir im Garten
Ein schlankes braunes Reh,
Schwimmvögel aller Art
Auf einem kleinen See,
Und schöne Papageien
Inmitten eines Hains,
Dorunter, mag's auch schreien,
Das bunte Zwei-Zwei-Eins.

Auflösung folgt in Nr. 36.

Rätsel.

Sechs Beine hat's; doch ihm der Kopf genommen,
So hat es nur noch zwei,
Und braucht auch die nicht mal, um fortzukommen.
Was dünkt euch wohl, wer diese Sängin sei?

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34:

des Kreuz-arithmogryphs:

H	O	N
T	H	R
R	E	N
H	O	R
S	E	N
T	A	S
E	I	S
A		

des Rätsel-Dichons: Stibe.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Carl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Das Loch im Strumpf.

Eine witzigste Geschichte von H. Rebe-Schubert.

Melanie lag in der Bekende in der in der Nähe des Hofens liegenden gemeinsamen Wohnung der beiden Schwestern, das dunkle Haar unordentlich um den Kopf hängend, die Hände hochgezogen, ein Buch in der Hand, und las.

Sie las mit solchem Eifer, mit solcher Selbstvergessenheit, daß sie nichts um sich sah oder hörte. Juvellen sah sie mit der linken Hand in eine Schachtel, die neben ihr auf einem Tischchen stand, und schob einen Bonbon in den Mund, dann folgte die rechte Hand, die ein Glas Wasser an die Lippen führte. Man sah diesen Bewegungen an, daß sie rein mechanisch waren, und konnte daraus auf Reizung schließen.

Melanie lächelte, seines Gesicht glühte vor Spannung. Sie hörte auch nicht, daß die Tür jetzt geöffnet wurde und ihre Schwester Käthe noch in Putz und Handschuhen eintrat.

„Was — du liegst noch immer? — Weißt du, daß ich drei Stunden fort war?“

„Daß mich ungeschoren!“

„Und immer noch nicht angezogen, Melanie! Ich glaube sogar — noch nicht einmal gewaschen!“



Offizierspatrouille im Beobachtungsbau. (S. 140)

Wiel. Spandauer, Berlin.

holen sich die Antwort auf einen Heiratsantrag gewöhnlich von der betreffenden Person selbst, nicht aber von —

In demselben Augenblick flüchtete es.

„Da ist er schon!“ rief Melanie, raffte die zerflossene Schlafrockschleife, die wie ein Strid hinter ihr her schleifte, mit schnellstem Lauf an sich und lief ins Nebenzimmer. Im Neben rief sie der Schwester noch zu: „Sage ihm, was du willst! — Sage mir weiter, was!“

Die Tür zum Schlafzimmer schloß nicht ganz, denn Melanie hatte bei der eiligen Flucht einen Schuh verloren, der zwischen den Füßeln hängen geblieben war. Sie nahm sich auch nicht mehr die Zeit, ihn zu entfernen, Käthe konnte ja so laut sprechen, daß man ihr Herumhantieren nebenan nicht hörte; und selbst wenn — na, dann schabete das auch nichts. Melanie war großherzig genug, daran keinen weiteren Anstoß zu nehmen.

Käthe räunte indessen in liegender Elle auf. Das Buch, das Wasser, die Bonbonnschachtel verschwanden wie durch Zaubererei gerade in dem Augenblick, als Knud eintrat.

Ein hübscher Mann in mittleren Jahren war es, dem man die vollste Korrektheit ansah, geradezu anstrebte.

Käthe hatte sich oft mit heimlicher Verwunderung gefragt, was diesen Mann gerade an ihre Schwester fesselte, die von einer so genialen Verbeichtlichkeit war, daß selbst sie, die daran Gewöhnte,



Offizierspatrouille im Beobachtungsbau. (S. 140)

Wiel. Spandauer, Berlin.

manchmal etwas empfand, was „sch Straßenbuben Frauen“ gleich. „Melanie wird sich, wenn auch ihr erster Mann sehr bald sein war, gewaltig ändern müssen,“ dachte sie noch, als Knud ihr schon gegenüberstand, aber dabei hatte sie das Empfinden, als ob sie hinter diesen Wunsch ein großes Fragezeichen setzen müsse.

„Ach, Brüderlein Käthe, was — allein?“ Er hehlte seine großen, etwas herabschauenden Augen mit einem so vermierten Ausdruck auf sie, daß sie plötzlich Willeid mit ihm empfand.

Sie mußte seit Jahren, daß die jüngere Schwester durch ihr wunderhübsches, feines Gesichtchen und ihre große Lebendigkeit schnell die Liebe der Männer erregte, daß aber dieses so oft begehrtete Herz für niemand als Gegengabe ein wirklich warmes Gefühl fand. Die würde es hier wohl erschreiben?

Knud war eine sogenannte gute Partie, ein reicher Großhändler, dessen Schiffe den Ozean durchkreuzten, und Käthe war sehr dafür, daß Melanie einwilligte, seine Frau zu werden. Ob aber in dieser Ehe beide ihr Glück finden würden?

„Bitte, legen Sie ab,“ sagte Käthe mit vor Verlegenheit glühenden Wangen, während sie ihm den Hut abnahm. „Meine Schwester wird logisch kommen.“

Er zögerte und sagte mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen, als lebe ihm die Luft. „Sagen Sie mir aus einem, Brüderlein Käthe — ist dieses Jünger Ihrer Schwester etwa ein — ein Fingerzeig für mich?“

„O nein!“ rief Käthe erschrocken. „Wie können Sie so etwas denken! Melanie hat sich verlobt! — unfer Ihr geht nach,“ lag sie bereit in der Angst ihres Herzens. „Aber sie muß jeden Augenblick kommen.“

„Es ist ja nur Käthe Knud, und Mama kann Ihnen schon alles sagen! — Du sollst ihr schon helfen,“ antwortete die Kleine mit einem geringschätzigen Blick auf den Gast.

Käthes Berlegenheit war auf den Höhepunkt gestiegen. „Entschuldigen Sie mich nur einen Augenblick, Herr Knud — die Aufregung, in der Melanie sich befindet —“ Sie stotterte, wurde rot und ging eilig zur Tür.

Alice hing sich an ihr Kleid.

„Sehe Käthe Knud inzwischen Gesellschaft, bis Mama kommt!“

„Zählt mir nicht ein! — Ach, Tante, warum treiffst du mich denn so?“

Käthe hob den kleinen Unhold wieder zur Tür hinaus und küßte zu ihrer Schwester.

Melanie lag belebter auf dem Boden und ließ sich ihre Schuhe an. Sie sah so hübsch dabei aus, daß selbst ihre Schwester, die sie doch kannte, einen Augenblick verwundert stehen blieb.

„Natürlich ist das Mädchen wieder weg, Käthe. Du werde ich freilich nicht fertig,“ sagte Melanie. „Bei uns geht doch immer alles quer!“

„Ich beschwöre dich, Melanie, weile dich! Denke doch an Knud, der schon so lange im Salon sitzt! Ich sah ihn an, daß er trübend ist.“

„Er wird wahrscheinlich noch öfter während werden, Käthe!“

„Und das mit Recht, leider mit Recht!“

Überhaupt — manche Männer sind so unheimlich pünktlich und gleich so eilig. Wenn Knud nicht schon jetzt gekommen wäre, hätte ich mich nicht in dieser Hitze anziehen müssen.“

Aber Melanie — er will umhineinhalten, er will dich bestaunen! Bechehe doch! — Und Alice tut wahrhaftig auch ein Bisher mit!“

„Ach Gott, quäle mich doch nicht so!“

Endlich warf sie sich das Kleid über. Hier mußte eine Stiehkabel, da eine zweite aufstellen.

„Knud wird sich heben,“ sagte Käthe, lachend.

„Aber, lachend, wird er das?“

„Ich kann Ihnen nicht helfen,“ erwiderte Melanie. „Warum sehen überall Katzen?“

Dann küßte sie endlich hinans, indem, bildhübsch, rosig. Hinter ihr blieb das Chaos und mitten darin Käthe, die sich sofort an das Aufstehen machte, wie sie das so gewohnt war.

„Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich Sie einen Augenblick warten ließ?“ sagte Melanie mit betenden Augen und streckte dem Gast beide Hände entgegen. „Das ist nun einmal so: wenn ich mich beeilen will, geht es schon gar nicht.“

Hatte er ihr wirklich gesimmt? Hatte er wirklich ernstlich erwoogen, ob er seinen Hut nehmen und auf Kimmervieberschen dasongeben sollte? In diesem Augenblick wußte er nichts mehr davon, sein Herz hämmerte so stark, daß er nicht sprechen konnte und nur stumm ihre Hand an seine Lippen presste.

Melanie verstand die Pause falsch; ihre roten Lippen krümmten sich ein wenig, ihre Augen nahmen einen erschrockenen Ausdruck an. In diesem Augenblick begriff sie, daß Knud mit seiner Werbung ihr doch sehr gelegen kam.

„Sind Sie mir wirklich böse?“ sagte sie zögernd, verunsichert wie ein Kind.

Da nahm er sie in seine Arme, küßte sie leidenschaftlich und sagte immer noch kein Wort.

Über Melanies Gesicht huschte das verführerische Lächeln der Frau, die sich Siegerin fühlt; ganz vorzüglich schaute sie ihre Wangen an.

Ein Blickchen der Hofbewachung des 1. und 2. Infanterieregiments Nr. 29 vor König Ludwig von Bayern. (S. 140)

Wiel. Spandauer, Berlin.